Die Schlacht bei Minden und der Siebenjährige Krieg: Geworben, gelockt oder „gezogen" – Soldaten und Militärwesen

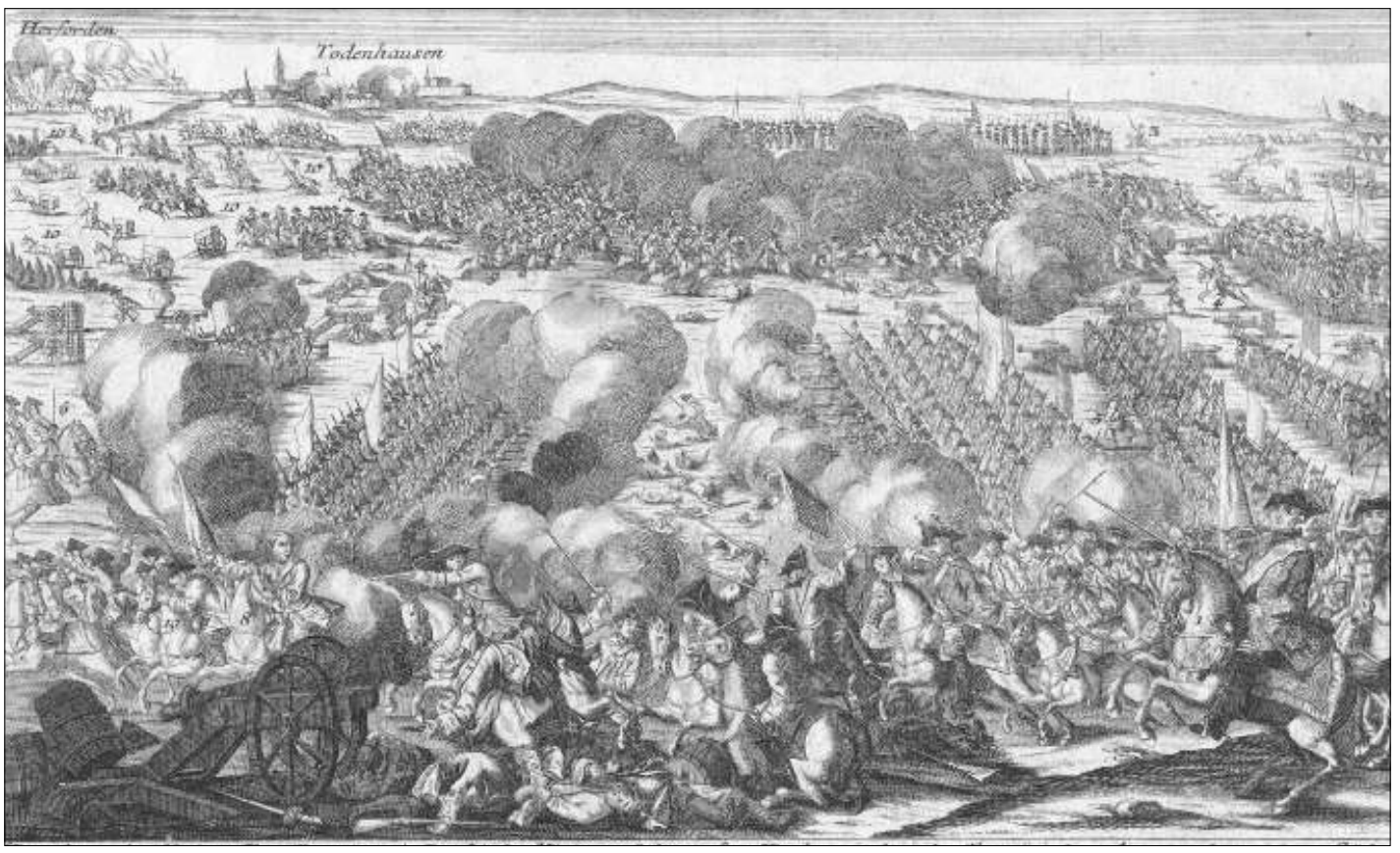
Die sogenannten Kabinettskriege wurden mit ganzjährig unterhaltenen „stehenden" Heeren ausgetragen. Diese Armeen setzten sich ganz unterschiedlich zusammen: neben reinen Söldnertruppen standen Zwangsrekrutierte und zunehmend dienstpflichtige Untertanen. Alle sollten auf dem Schlachtfeld nach taktischen Vorgaben kämpfen, die den Einzelnen nur als Rad im Getriebe sahen.

Technischer Sachzwang, soziale Kontrolle

Die Linientaktik sollte ungenaue Waffen und unterschiedlich motivierte Soldatentypen synchronisieren

Von Martin Steffen

Johann Martin Will verfertigte wenige Wochen nach dem Geschehen einen Stich der „Bataille" bei Minden. Im Mittelpunkt des Bildes steht die Schlüsselszene des Krieges im 18. Jahrhundert: Linien, die die jeweilige Gegenseite unter Feuer nehmen.



Ob bei Minden oder anderswo: Die Linientaktik kennzeichnete nahezu alle Schlachten des Siebenjährigen Krieges.

Ansonsten ist Wills im Mindener Museum verwahrtes Bild nicht gerade stimmig: So liegt Todtenhausen neben Herford, und unterschiedliche Phasen der Schlacht spielen sich zeitgleich ab. Stiche sind im 18. Jahrhundert ein Nachrichtenmedium, bei dem häufig ortsfremde Künstler aus bildlichen Versatzstücken einen Abriss des vermuteten Gesamtgeschehens präsentierten.

Anklänge der starren Linientaktik mit ihren exakt ausgerichteten Formationen gibt es heute allenfalls im militärischen Zeremoniell. Um 1759 galt die Linientaktik im Kampf als doppelt alternativlos.

Zum einen schossen die Soldaten meist mit wenig zielgenauen, häufig schlecht gepflegten Steinschlossgewehren. Die meiste Wirkung versprach schnelles und konzentriertes Feuern der in Linie angetretenen Soldaten auf den Gegner. Dieses war nur durch blind ausgeführte, immer wieder eingeübte Handgriffe möglich. Im Idealfall schossen die unterschiedlichen Abschnitte der Linie im Wechsel und rückten während des Ladens vor.

Ein Großteil der Munition landete angesichts der unpräzisen Waffen sonst wo. Soldaten der preußischen Armee übten oft ohne scharfen Schuss, um Munition zu sparen, was die Trefferwahrscheinlichkeit weiter minimierte.

Was traf, hatte schlimme Folgen: Keine Armee verfügte über ein einigermaßen ausreichendes Sanitätswesen, medizinische und Hygienekenntnisse waren unterentwickelt, innere Verletzungen konnten oft weder erkannt noch behandelt werden. Verwundete starben oft Tage oder Wochen nach einer Schlacht - oder, schlecht versorgt und unpassend gekleidet, in den Winterquartieren.

Der zweite Grund für die Linientaktik lag in der Zusammensetzung der Truppe. In der Formation ließen sich die Soldaten unterschiedlicher Herkunft besser kontrollieren: Ein Großteil damaliger Truppen waren Söldner, die gegen Geld auf Zeit kämpften - oft aus wirtschaftlicher Not und ohne Bindung an das jeweilige Kriegsziel.

Weil im Jahrhundert bis zum Siebenjährigen Krieg die ursprünglich hohen Soldzahlungen zurückgingen, wurden von den Werbern zunehmend auch junge Männer gegen ihren Willen aufgegriffen und zum Dienst gepresst. Diese Menschen sollten durch die formale Geschlossenheit der Linie an der Flucht gehindert werden.

Derselben strengen Disziplin waren auch dienstpflichtige „Landeskinder" unterworfen. Wenn es auch keine allgemeine Wehrpflicht gab, zog Preußen nach und nach einen Teil der männlichen Landbevölkerung zum Militärdienst heran, andere deutsche Staaten hoben nach Bedarf aber ebenfalls auf rechtlicher Grundlage Truppen aus, um die Reihen ihrer Regimenter zu füllen. Auf dem Exerzierplatz oder im Kampf waren die unterschiedlichen Soldatengruppen im Wortsinn „uniform" - Individuen interessierten nicht. Sie hatten als Teil des Ganzen zu funktionieren.

@ Blickpunkt zur Schlacht bei Minden finden Sie im Internet unter: www.mt-online.de/schlacht

FAKTEN

Eine Taktik in Theorie und Praxis

- Europäische Fußsoldaten schossen im Siebenjährigen Krieg meist mit Vorderladergewehren (Steinschlossmusketen) von 1,50 Meter Länge, die ohne Bajonett bereits über fünf Kilo wogen.
- Verwendet wurden Vollkugeln von etwa 20 mm Durchmesser und 30 g Gewicht. Die Treibladung stammte aus zuvor gerollten Papierpatronen, deren Inhalt vor der Kugel in den Lauf geschüttet wurde.
- Der gesamte Drill sollte die Handgriffe zum Laden und Schießen beschleunigen, wovon man sich eine höhere Feuergeschwindigkeit versprach. Zum Teil mussten einige Handgriffe bereits im Marschieren ausgeführt werden.
- Die Feuergeschwindigkeit unter Übungsbedingungen konnte vier oder fünf Schuss in der Minute betragen. Im Krieg lag sie selbst bei gut ausgebildeten Truppen deutlich niedriger.
- Das holprige und immer wieder stockende Feuern war eine Folge der enormen seelischen und körperlichen Anspannung: Qualm, Kampflärm, die Schreie Verwundeter und nicht zuletzt die Handhabung des mit Bajonett 1,90 Meter langen Gewehres. (mar)

Ein britischer Grenadier bei der Pflege seines Steinschlossgewehrs 2007 im Fort C. MT-Archivfotos: Martin Steffen

Soldaten zu mieten

Fürsten verliehen Truppen gegen Geld

Zum 18. Jahrhundert gehört der sogenannte Soldatenhandel: Landesherren stellten befreundeten Herrschern gegen Subsidienzahlungen angeworbene Truppen.

Umstritten ist das Thema deshalb, weil die Vermietung „deutscher Landeskinder" für „fremde Konflikte" (etwa an die Briten im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1776) nicht ins Weltbild der deutschen Einigungsbewegung im 19. Jahrhundert passte, während die Subsidienverträge später als Tiefpunkt kriegstreiberischer und geldgieriger Fürstengeschichte galten. Insbesondere die Truppenstellungen der Landgrafen von Hessen-Kassel stehen dabei meist im Zentrum der Kritik, weil sie in der Schlussphase dieser Praxis nicht nur offen Söldner anwarben, sondern dienstpflichtige Untertanen anboten und in einer ganzen Reihe von Konflikten ihren Staatshaushalt auf diese Weise sanierten.

Was motivierte Söldner und Kantonisten?

Soldatenbriefe und Tagebücher zeigen unterschiedliche Wahrnehmungen des Erlebten

„Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lowositz ausging, wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen..." Dem Schweizer Söldner Ulrich Bräker gelang in der Schlacht von Lobositz am 1. Oktober 1758 die Flucht aus dem Regiment.

Im 18. Jahrhundert tausendfach geübt: Mit dem Ladestock stoßen diese Geschichtsdarsteller in französischer Uniform (links) die Kugeln in den Lauf. Zuvor wurden Pulverpatronen gerollt.

Der Toggenburger hatte sich 1756 in Süddeutschland als Söldner für Preußen werben lassen und veröffentlichte nach Desertion, Rückkehr und Zivilleben seine Erinnerungen. Ihr Wert liegt in der Buchveröffentlichung durch einen Mann „aus dem Volk".

Bräker schildert die Bestrafung von Deserteuren durch den Spießrutenlauf, erinnert sich an knappe Besoldung und wenige Mußestunden, an Drill und an seinen Exotenstatus inmitten von Pommern und Brandenburgern.

Ihnen bescheinigte er im Kampf eine höhere Motivation („wie Furien"). Die einheimischen Soldaten waren nach Regimentsbezirken eingezogene Kantonisten.

„Furien" oder nicht - auch aus Westfalen waren Kantonisten zum Kriegsdienst eingezogen: im Prinzip pro Hofstätte ein Mann. Sie standen mit Gleichaltrigen aus ihrer Heimatregion in der Front und setzten darauf, zu überleben und in geordnete Verhältnisse nach Hause zurückzukehren.

Die Kantonisten litten wie alle anderen Soldaten an Leib und Seele, fielen, wurden verwundet und traumatisiert. Sie waren dennoch das „Erfolgsrezept" der von drei Kriegen seit 1740 arg mitgenommenen preußischen Armee.

Viele identifizierten sich in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen mit dem König, fühlten sich bei allen Klagen der Krone verpflichtet. Andere unterstützten etwa rund um die Schlacht bei Minden passiv und aktiv die Truppen Ferdinands von Braunschweig gegen die Franzosen.

Warum das so war, wird auch in diesem Gedenkjahr sicher wieder diskutiert werden - an Drill und Spießrutenlauf allein dürfte es nicht gelegen haben.